Fremde Schuld.

Roman von M. Prigge-Brook.

(9. Fortsetzung.)

Im Augenblick, da Hans sie hatte verlassen wollen, um sich auf immer mit seiner Frau zu vereinigen, war diese gestorben, und jene Nachricht warf ihren Sohn auf's Krankenbett. Sie sah mitleidsvoll in sein bleiches, entstelltes Gesicht. Woher hatte er nur diese Weichheit, sie nannte sie Schwäche, die er weder von seinem Vater, noch von ihr geerbt. Sie mußte unwillkürlich an ihren Bruder denken, der lange schon in kühler Erde schlief. Auch Hugo hatte sein junges Weib geliebt und folgte ihr, da sie ihn verließ, in ein frühes Grab. Dagegen war sein Kind, war Gerty aus anderem Schrot und Korn, sie machte sich nicht durch überflüssige Sentimentalität das Leben schwer. Auf die Nachricht von Hansens schwerer Erkrankung hatte sie zwar mitgewollt, sich aber leicht bereden lassen, daß ihre Anwesenheit unter den bestehenden Verhältnissen unschicklich sei. Im Grunde war sie nur zu froh, daß Hans nicht, wie sie befürchtet hatte, nach Brasilien gewollt. Er sollte das fremde Mädchen vergessen lernen.

Frau Flemming zeigte sich übrigens der Situation gewachsen. Ihr Erstes war, daß sie Baumann von der Erkrankung seines Herrn in Kenntniß setzte und ihm anbefahl, für ein würdiges Begräbniß der jungen Frau Sorge zu tragen. Was das Kind betraf, so werde sich unter den vielen Frauen auf der Pflanzung wohl eine finden, die dasselbe warte und pflege, bis ihr Sohn selbst bestimmen könne.

Sie wagte doch nicht, selbst über das Kind zu bestimmen, mochte Hans, wenn er genas, für seinen Sohn thun, was ihm gut dünke. Das Haupthinderniß für seine Verbindung mit Gerty, jene Frau, war nun beseitigt, den Knaben fürchtete sie nicht.

Einstweilen saß die Frau, deren Geist rastlos Zukunftspläne schmiedete, Tag für Tag am Bette ihres Sohnes, der seine Augen kaum öffnete und ohne Unterlaß wirre, unzusammenhängende Worte sprach. Die zugezogenen Aerzte hielten seine Krankheit für eine Gehirnerschütterung und schüttelten besorgt die Köpfe. Der Ausgang war zum mindesten zweifelhaft, da Niemand wissen konnte, welche Vorgänge den Kranken derartig erregt haben konnten. Entweder sei er hart hingefallen und habe sich innerlich verletzt oder eine psychische Störung walte ob. Es blieb nur übrig, abzuwarten. Nach jenem Morgen, der auf die böse Nacht gefolgt, siedelte Frau Hildegard mit ihrem Sohne ungesäumt in die Klinik des Arztes über. Es wäre sogar angegangen, Hans nach Hause zu transportiren, doch dem widersetzte die kluge Mutter sich. Es war unnöthig, daß Gerty die wirren Reden hörte, aus denen einzig der Name Hannah in Tönen heißer Sehnsucht gerufen, vernehmlich wiederklang, es war unnöthig, daß sie die Laute bittren, verzweiflungsvollen Schmerzes vernahm, mit der der Leidende die Todte rief. Es schien, als wolle der Kranke etwas versprechen, was er die Abwesende zu glauben beschwor, dann klagte er wieder, daß er kaum Glauben verdiene und daß sie recht thue, von ihm zu gehen. Diese Selbstanklagen klangen schauerlich, und es gehörten feste Nerven dazu, am Bette des Kranken auszuharren. Doch Frau Hildegard harrte aus. Sie nahm die Qual, die sie bei ihres Sohnes Worten empfand, als Sühne hin für ihre frühere Schuld, von der sie annahm, der Himmel habe ihr vergeben, sonst hätte Hannah nicht sterben gemußt. Das war ihr fester Glaube, ihre Zuversicht, an die sie sich klammerte, ihre einzige Hoffnung, als die Mienen der Aerzte düster wurden und der Kranke verfiel. Ihr Hans durfte ja nicht sterben, er mußte leben, um Gerty zu heirathen und so das Andenken an eine böse Stunde aus der Welt zu schaffen. Die Mutter war fest davon überzeugt, daß er von der Vorsehung dazu ausersehen sei. Es schien, als sollte sie Recht behalten.

Fast drei Wochen schwankte das Befinden des Leidenden auf der Grenze zwischen Tod, Wahnsinn oder Leben, als seine gute Natur sich für das letztere entschied. An einem Morgen nach einer unruhigen Nacht öffnete er mit wieder klarem Blick die Augen und ließ sie erstaunt auf der Gestalt der Mutter ruhen, die angekleidet auf seinem Bette saß.

„Du hier bei mir, Mama?" fragte er erstaunt und musterte mit leiser Unruhe das fremde Zimmer. „Was hast Du, was ist mit mir?"

Frau Flemming strich mit ihrer weichen Hand liebkosend über das eingefallene Gesicht ihres Einzigen.

„Du warst krank, Hans, sagte sie, „recht krank."

„Und wie komme ich hierher in diese fremde Umgebung?"

„Der Doctor wollte Dich in seiner Nähe haben," erwiderte Frau Flemming leicht, „da brachten wir Dich zu ihm."

Hans faßte an seine Stirn, wie um sich zu besinnen. Da trat der Doctor ein. Sein Blick ersah die günstige Veränderung im Zustand seines Kranken gleich.

„Guten Morgen, guten Morgen, verehrter Herr," rief er erfreut. „Ich brauche garnicht erst zu fragen, wie es geht. Prächtig, prächtig, nun sind wir in kurzer Zeit über den Berg."

Flemming maß mit mißtrauischem Blick das fremde Gesicht des Sprechers, „Sie sind?"

„Ihr Arzt, Herr Flemming, der Sie aus dem für Kranke ungeeigneten Hotel zu sich geholt. Hier konnte alles eher zu Ihrer Pflege geschehen."

„Hotel," das Wort saß fest. Dem Kranken dämmerte es. Er zwang sich, ruhig zu bleiben, bis der freundliche Arzt nach einigen gleichgiltigen Fragen das Zimmer verlassen, dann wandte er sich an seine Mutter.

„War's nicht so, Mama, daß ich nach drüben wollte?"

Sie wich ihm aus. „Ich glaube, Du hattest die Absicht, dann kam die Krankheit dazwischen und da ..."

„Aber mir ist, ich war schon abgereist," unterbrach er sie aufgeregt, „war fort von Dir ohne Lebewohl, ich weiß es noch und dann ..." Er schwieg gequält, offenbar versagte die Erinnerung wieder.

„Beruhige Dich, mein armer Junge," redete Frau Hildegard ihm zu. „Du bist noch zu schwach zum Reden. Wart's ab, später sollst Du alles hören."

„Ich bin nicht mehr so schwach," beharrte er eigensinnig. „Ich will auch nicht warten, quäle mich nicht, Mutter! Hilf mir lieber, mich besinnen. Also, ich ging fort von Dir, nach Hamburg. Hatte ich nicht schon das Billet für die Ueberfahrt?"

„Da, da," er suchte angestrengt. „Ich hab's. Ich mußte warten, auf was doch Mutter, besinnst Du Dich nicht?" Er hielt einen Augenblick ein.

„Mutter, Mutter," rief er dann, „was macht Hannah, meine arme kleine süße Frau, hast Du denn keinen Brief für mich?"

Frau Flemming erbebte. Nun mußte es kommen. Aengstlich wandte sie ihr Gesicht ab. Wußte sie nur, wie viel sie ihm sagen durfte. Hans ließ ihr keine Zeit.

„Den Brief, Mutter, den Brief," rief er erregt.

Rasch entschlossen griff sie in die Tasche ihres Kleides. Hans ließ sich nicht beschwichtigen, das sah sie ein. Ein Papier knisterte in ihrer Hand, gierig griff der Kranke danach und empfing — die verhängnißvolle Depesche.

Ein Schrei, der kaum noch etwas Menschenähnliches hatte, wurde laut. Frau Flemming zog die Klingel. Der Arzt erschien. Sie flüsterte hastig mit ihm, dann wandte er sich dem Kranken zu und trat zurück.

„Kommen Sie, Madame, lassen wir ihn; er weint, das wird ihm wohlthun."

Hans schluchzte wild in seine Kissen hinein. Sein Schmerz war so überwältigend und riesengroß, daß er ihn nicht ermessen konnte.

Es dauerte noch lange Zeit, ehe Flemming genas. Die Nachricht von Hannahs Tod warf ihn auf's Neue auf's Krankenbett, von dem er nur langsam und widerwillig erstand. Das Leben hatte keinen Reiz mehr für ihn.

Längst hatte man ihn, der gleichgiltig seine Zustimmung gab, in das Elternhaus transportirt, dort lag er apathisch auf seinem Lager und dachte über sein Schicksal nach. Oder er mochte auch garnichts denken, denn in der That kümmerte er sich um nichts. Weder das Geschick seines kleinen, verlassenen Kindes, noch die wiedereingetretene Ruhe unter seinen Arbeitern flößten ihm Interesse ein, es schien, als habe er Alles außer seiner geliebten Hannah tief vergessen. Wozu sollte er sich sorgen und kümmern, es war ja alles so ungeheuer gleichgiltig, dem einen Unfaßbaren gegenüber, daß sein Weib von ihm gegangen, bevor er ihr die Ehre wiedergegeben hatte.

Hatte sie das so tief gekränkt, daß es vielleicht die Ursache ihres allzufrühen Todes war, hatte sie vor dem Ende seine Lässigkeit erkannt und ihm geflucht, oder starb sie, wie sie gelebt, in Liebe und Vertrauen? Diese Fragen quälten den Kranken unablässig, sie machten ihn nervös und reizbar und hielten die völlige Genesung von ihm fern. Ueber seine unglückselige Schwäche klagte er sich an, litt er, ohne sich aufraffen zu können, immer mehr versank er in seine Apathie.

Gerty war viel um ihren Vetter. In ihrer harmlosen Art, nichts von dem wissend, was Hans auf's Krankenlager geworfen, verstand sie es am ehesten, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, sei es nun, daß sie mit ihrer hellen wohlklingenden Stimme die Tagesneuigkeiten aus der Zeitung vorlas, sei es, daß sie ihn durch Mittheilung der kleinen Vorgänge aus ihrem Bekanntenkreise unterhielt.

Längst hatte der Winter seinen Abschied genommen, dem Frühling war der Sommer gefolgt, und Hans lag immer noch.

Von seinem Ruhebette aus, das man auf die Veranda geschoben hatte, konnte er in den blühenden Garten schauen, der Anblick der Rosenpracht in ihm erinnerte ihn an andere glühende Blüthen, die Hannahs Garten geschmückt. Ach, diese Blumen, sie waren wohl längst verwelkt, wie die Hand, die sie so liebevoll gepflegt, wie das süße Glück, das einst sein eigen war!

Frau Hildegard fügte sich schwer in das Dahinsiechen ihres Einzigen. Sie hoffte zwar auf seine völlige Genesung mit unzerstörbarer Zuversicht, allein ihrem ungeduldigen Sinn war dieses Sichversenken in Schmerz und Gram unfaßlich. Wenn Hans getobt, geflucht, sein Mißgeschick verwünscht hätte, sie würde ihn verstanden haben, doch seine leidvolle Ruhe regte sie auf. Sie hielt lange Zeit an sich. Da endlich aber der Hausarzt, der ihren Sohn behandelte, erklärte, Herr Flemming sei gesund, sobald er es sein wolle, und für Seelenschmerzen habe er kein Heilmittel, entschloß sie sich, energisch einzuschreiten. Man mußte Hans helfen, da er selbst es nicht that, mußte ihm den letzten entscheidenden Ruck geben, der sein Gemüth von der auf ihm lastenden Depression frei machte. Frau Hildegard athmete auf. Es mußte nun zu Ende sein.

Entschlossen trat sie mit ihrem gleichmäßig ruhigen Schritt in den sommerlich kühlen Raum ein, in welchem Gerty bei ihrem Vetter saß. Er lag, die Hände lässig über dem Kopf verschlungen, auf seinem Lager, während sie auf einem Tabouret zu seinen Füßen saß und bunte Blumen in grauen Canvas stickte; dazu plauderte sie angeregt.

„Ein freundliches Krankenzimmer, mein Sohn," lächelte Frau Hildegard befriedigt und nahm neben ihm Platz.

„Aber immer doch ein Krankenzimmer, Mama," seufzte er müde.

Sie griff das Wort auf.

„Wenn Dich Dein Auge ärgert, so nimm es und thu es von Dir, sagt die Schrift, sollte es nicht mit Deiner Krankheit ein Gleiches sein?"

Hans hob den Kopf und heftete den müden Blick seiner glanzlosen Augen erstaunt auf seine Mutter. Den tiefen Sinn ihrer Worte erfaßte er wohl kaum.

„Es ist so," nickte sie ihm zu, „ganz so, wie ich's sage. Du solltest nun ein Ende machen, mein Sohn. Gottlob ist Deine Gesundheit, wie unser guter Doctor sagt, wieder die alte; Dir fehlt nur das Vertrauen in Deine Kraft. Versuche nun, Dich ernstlich dem thatenlosen Hindämmern der letzten Zeit zu entreißen, und Du wirst sehen, es gelingt. Raff Dich auf, Hans."

Er sah ärgerlich von seiner Mutter zu dem Mädchen hin, das anscheinend nicht auf die Unterhaltung achtete. Jetzt überzog ein feines Roth ihr Gesicht, sie nahm die Arbeit zusammen und stand auf.

„Hast Du einen Auftrag für mich, Tantchen, ich möchte ausgehen, ich habe noch Besorgungen in der Stadt?" fragte sie.

„Ich danke, Kind. Komme zeitig heim und laß Dir den Weg nicht lang werden."

Hans sagte nichts, aber er drückte dankbar des Mädchens Hand. Sie war sehr gütig gegen ihn.

„Wie kommst Du dazu, mir in Gerty's Beisein Schwäche und Energielosigkeit vorzuwerfen?" fragte er finster, nachdem die Beiden allein waren.

„Weil ich an Dein Ehrgefühl appelliren muß. Du sollst nicht zu Grunde gehen, ich will es nicht."

Der Sohn nahm von diesen in leidenschaftlichem Tone gesprochenen Worten keine Notiz. Er streckte seine lange Gestalt auf der Chaiselongue aus und schlug die Augen nieder. „Es ist ja alles einerlei, Mama," erwiderte er nach einer Pause, während der sie ihn scheinbar nicht beachtete.

Frau Hilde fuhr unwillig auf. „Das soll es nicht. Es darf Dir eben nicht alles einerlei sein. Ich ließ Dir Zeit, Hans," fuhr sie ruhiger fort, „mehr Zeit, als Du hättest brauchen dürfen, ich hoffte sicher, Du kommst von selber zu Dir, besinnst Dich rechtzeitig auf Deine Pflicht. Nun ich sehen muß, daß dieses nicht der Fall ist, ist es die Schuldigkeit Deiner Mutter, Dir zu sagen: „Besinne Dich, Hans, gehst zu Grunde bei diesem Leben."

„Vielleicht wünsche ich nichts sehnlicher, als zu Grunde zu gehen."

„Hans, Hans," rief sie aus. „Versündige Dich nicht. Hast Du denn Niemand, den Du liebst? Hast Du nicht auch Pflichten gegen mich, Deine Mutter, nicht Pflichten gegen Dich selbst?"

„Und gegen meinen Sohn! Dank, Mutter, daß Du mich gemahnt," unterbrach Hans sie feierlich; „Du hast Recht, ich trage schwere Schuld, in selbstsüchtigem Schmerz vergaß ich mein Theuerstes, mein einziges Gut, das Kind, das mir Hannah hinterließ. Für ihn muß ich leben, und ich will. Sei ruhig Mutter, von Morgen an bin ich der Alte."

Die Mutter sah erstaunt auf ihren Sohn. Er war wie neu belebt von seinem Ruhebett aufgesprungen und schritt nun hastig in der Veranda auf und nieder.

Verdrießlich biß sie sich in die Lippen. So war es nicht gemeint, hatte sie nun am Ende erst recht alles verschüttet, das durfte nicht sein.

„Was willst Du thun, Hans?" fragte sie fast zaghaft. „Das Kind ist wohl behütet, ich trug Sorge dafür."

„Dafür laß Dir danken, Mama," entgegnete er herzlich und zog ihre Hand an seine Lippen, „dennoch kann Hänschen nicht auf der Pflanzung bleiben. Ich hole ihn Dir her, und Du wirst ihm die Mutter ersetzen."

„Wo denkst Du hin, Hans," wehrte Frau Hildegard entsetzt. „Das geht nicht an! Bedenke doch, wenn Gerty ahnte; o Kind," fuhr sie weicher fort und legte wie beschwichtigend die Hand auf seinen Arm, „setze nicht zum zweiten Male des Hauses Ehre auf's Spiel, jetzt hast Du nicht einmal einen Vorwand mehr."

„So soll ich das Kind verleugnen, wie ich seine Mutter verließ?" fragte er schneidend.

„Laß uns Zeit und übereile nichts, ich bitte Dich. Guter Rath kommt oft über Nacht, laß uns die Sache beschlafen."

„Als ob es was zu überlegen gäbe," rief Hans aus, „das Kind gehört zu mir, davon bringt Nichts und Niemand mich ab. Ich selber will mit Gerty reden, sie ist klug und gut."

„Und was willst Du ihr sagen?" keuchte Frau Flemming außer sich. Sie mußte sich fest an die Lehne des Sessels halten, um nicht umzufallen. „Soll sie erfahren, daß dieses Kindes Mutter Dein Weib und doch nicht Deine Gattin war? Glaubst Du, daß sie, das unerfahrene, reine Mädchen, sich dennoch Deines Kindes annehmen wird?"

Er schlug verzweifelt beide Hände vor sein Gesicht und stöhnte laut: „O meine Hannah, soll dieses Leid niemals ein Ende finden! Noch über das Grab hinaus trifft Dich meine Schuld."

Die Mutter ließ ihm Zeit, sich zu beruhigen, dann redete sie beherrscht auf ihn ein.

„Mein Sohn," sprach sie, „höre mich, die arme Frau drüben ist todt und ruht im Grabe, sie hat den Frieden gefunden, den wir erst suchen müssen, und ihr ist wohl. Leider steht es nicht mehr in Deiner Macht, ihr, wie Du wolltest, die Ehre wiederzugeben, indem Du sie zu Deinem rechtmäßigen Weib, ihr Kind zu Deinem legitimen Sohn machst. Kein Mensch wird Eure Ehe giltig nennen, darum ist es am besten, kein Mensch erfährt davon. Oder glaubst Du, es fromme dem Andenken der Gestorbenen, wenn Du um ihretwegen Schande auf Deines Vaters Namen, auf mein graues Haupt häufst, und das geschieht, Du weißt es wohl, wenn Gerty einen Anderen freit. Von Liebe sollst Du ihr nicht sprechen, die steht sobald nicht wieder in Deinem Herzen auf, doch äußerlich vor Gott und Menschen bist Du frei. Was hindert Dich, uns alle glücklich zu machen? Gerty, die Dich liebt, und auf ein Wort aus Deinem Munde sehnsüchtig wartet, mich, die ich nicht leben kann, entdeckt man unsere Schuld."

Sie unterbrach sich und führte das Tuch an die Augen, ein unhörbares Schluchzen schüttelte ihren Körper.

„Mutter," rief Hans gequält, „beruhige Dich, ich kann Dich nicht weinen sehen, wie gern thäte ich Dir alles zu Liebe, was Du verlangst, für mich giebt es ja doch kein Glück, allein Du vergissest mein Kind. Ich kann es nicht verlassen, ich darf nicht."

„Von dem Kinde will ich eben reden," sagte sie wieder ganz gefaßt. „Es ist selbstverständlich, daß Gerty, wenn sie Dich heirathen soll, von Deiner früheren Ehe nichts ahnen darf. Wie sie urtheilt und denkt, wird sie dieselbe als unsittliches Verhältniß ansehen und sich in ihrem unerprobten Tugendstolz verachtungsvoll von Dir und Deinem Kinde abwenden, so theuer Du ihr auch bist. Der Knabe ist einstweilen gut besorgt, mein Rath ist also, Du läßt ihn einstweilen in anvertrauten Verhältnissen und nach einiger Zeit, etwa ein Jahr nach Deiner Vermählung mit Gerty, läßt Du das Kind herüberkommen und giebst es als den Sohn eines Deiner Freunde aus, der drüben verstorben ist. Es wird dann nur ein Kleines sein, das Kind ganz zu behalten, und wer weiß, schließlich gelingt es Dir noch, ihn zu adoptiren und damit Deiner Pflicht gerecht zu werden, jedenfalls kannst Du nach Kräften für es sorgen."

Hans dachte nach. Halb war er bezwungen. Die Mutter hatte Recht, das war ein Weg, den er mit Ehren gehen konnte.

„Wenn Gerty nun nicht einwilligt," versuchte er zu widerstehen.

„Wir beide wollen, und sie wird sich fügen müssen," versicherte Frau Hildegard und richtete sich auf. Aber Hans war noch nicht zufrieden.

„Noch eins, Mama," hielt er sie auf. Man sah, es kostete ihm Ueberwindung, zu reden. „Wenn Gerty selbst, wenn mir, wenn aus der Ehe Kinder kommen, vollendete er stockend.

„So ist genug für alle da," beruhigte sie. „Du wirst dem Kinde schon zu seinem Rechte verhelfen, davor ist mir nicht bange."

Er überlegte noch hin und her. Schweigend warf er sich auf sein Lager und starrte in die Abenddämmerung, die mächtig zunahm. Der Vorschlag seiner Mutter bewegte ihn tief. Im Geiste sah er, zum ersten Male nach seiner schweren Erkrankung, die zarte Gestalt seines Kindes vor sich, hörte das herzige Geplauder, das süße kindische Lallen, das oft sein Vaterherz beglückt. Die Thränen traten ihm in die Augen. Das alles sollte wiederkommen, etwas, ein winziger Bruchtheil zwar, von seinem einstigen Glück würde wieder sein Herz erfreuen, aber ein Schatten trat vor das geliebte Bild.

Wie oft hatten Hannah und er sich ausgemalt, wie sie ihr heißgeliebtes Kind im Jubel über die Schwelle seines Vaterhauses tragen, um es den versöhnten Großeltern an's Herz zu legen. Und nun! Heimlich und unter falscher Flagge zog der Erbe in sein Haus, dem Willen oder Unwillen einer ungeliebten Frau anheimgegeben. Etwas im Herzen des Vaters bäumte sich auf.

Das hatte Hannah nicht um ihn verdient, für ihre selbstlose Treue, ihre himmlische Geduld, das nicht! Und doch, was konnte, was durfte er thun?

Immer wieder kehrte sein trüber Blick zu seiner Mutter zurück, die abwartend in ihrem Stuhl saß. Er sah wohl, wie sie heimlich zitterte und bangte, erkannte wohl, wie mühsam erzwungen ihre Ruhe war. Mit einem schweren Seufzer ergab er sich in sein Geschick.

Auch Frau Hildegard athmete auf; sorgsam beobachtete sie sein Gesicht.

„Sind wir einig, Hans?" fragte sie und streckte ihm ihre Hand hin.

Er hielt die seinige zurück.

„Wenn Du mir schwörst, zu thun, was in Deiner Macht steht, um Hannahs Kind zu seinem Rechte zu verhelfen, ja," erwiderte er ernst.

„Ich schwöre es." Fest drückte er die Hand der Mutter und sah ihr tief in die Augen.

Es blieb still in dem grünumrankten Raum, in dem die Schatten des Abends tiefer niedersanken. Keiner von Beiden sprach ein Wort nach dem letzten inhaltschweren; was hätten sie sich auch noch sagen sollen! Trotz der schwülen Luft schauerte Hans zusammen.

„Laß uns hineingehen, Mutter."

„Ein letztes Wort. Wann wirst Du mit Gerty reden?"

Ein Zug von Pein und Unentschlossenheit legte sich über die müden Züge Flemmings.

„Ich weiß es nicht, Mutter," erwiderte er erregt. „Laß mir Zeit."

„Du sollst es aber wissen," rief Frau Hildegard aus. „Zeit hast Du nun genug vergeudet. Oder meinst Du, Gerty wartet noch länger auf Dich? Sie muß Dich sehr lieben, um Dir die kränkende Unentschlossenheit, mit der Du sie geplagt, vergeben zu können."

„Ich kann nicht lügen und heucheln, Mutter."

„Du mußt. O, nur dies eine einzige Mal bezwing' Dich, Hans," beschwor sie ihn. „Denke an Dein Kind. Je eher Du Gerty zu Deiner Frau gemacht, um so eher kommt es zu seinem Recht; ich dächte, der Grund genügt, Dich anzuspornen!"

„Wie soll ich wagen, Gerty mit Liebesbetheuerungen zu nahen, von denen mein Herz nichts weiß!" rief Flemming in Verzweiflung. „Verlange auch nicht zu viel, Mutter, spanne Deinen Bogen nicht zu straff, ich könnte sonst vergessen, was ich Dir schuldig bin."

Sein Schmerz erschütterte die Mutter doch.

„Ich möchte Dich gewiß nicht drängen," gab sie unsicher zu, „wenn es mir nicht um Gerty wäre. Sie muß sich schließlich doch über Dich Gedanken machen, einstweilen hält sie Deine Stimmung noch für krankhaft."

„Könntet Ihr beide nicht auf Reisen gehen?" schlug er nach kurzem Nachdenken vor. Zitternd vor Ungeduld erwartete Hans Flemming die Antwort.

Wenn sie ihm doch nur Zeit lassen wollten, sich an den ungeheuren Gedanken einer neuen Ehe zu gewöhnen. Es war ja alles erst so kurze Zeit her, Hannahs Tod, die neu erwachte Sorge um das Kind! Und dabei sollte er Liebesworte stammeln, Liebkosungen austheilen und entgegennehmen; ein Schwindel überkam ihm.

„Hilf mir, Mutter, ich flehe Dich an," sagte er aus diesen Gedanken heraus heiser.

Ihr Mitleid siegte. Auch mochte sie wohl einsehen, daß Sie Ihres Sohnes Zustand überschätzt, noch war er nicht genesen. Doch was that das, er hatte ja zu allem „Ja" gesagt, da kam es auf eine kurze Frist nicht an.

Als Gerty heimkehrte, überraschte die Tante sie mit der Nachricht, daß sie verreisen würden, nach Sylt in's Seebad.

„Hans kommt doch mit?" fragte das Mädchen rasch.

„Er muß leider bleiben, der Arzt läßt ihn nicht fort. Er meint, daß ihm zur völligen Genesung die größte Ruhe noth thue."

Auf Gertys rosigem Gesicht erschien eine flüchtige Wolke.

„Reist Du gern, Tantchen?" fragte sie noch.

„Ich fühle, daß ich der Erholung dringend bedarf nach dieser langen schweren Zeit, mein Kind," erwiderte jene.

„Dann muß ich natürlich mit Dir kommen, sonst," sie vollendete nicht, aber Frau Flemming verstand als kluge Frau das Ungesagte. Ein wenig meinte sie trösten zu müssen. Dem Mädchen zärtlich mit dem Finger drohend, meinte sie geheimnißvoll: „Es ist uns beiden gut, auszuspannen und frische Kraft zu sammeln, wer weiß, mir ist, als müsse dem alten Hause doch endlich wieder die Sonne scheinen."

Gerty wurde vor Freude purpurroth. Kein Zweifel, Hans hatte mit der Tante gesprochen, und diese führte sie nun fort, damit er sich vorher noch gründlich erholen könne. Nach einem Bräutigam sah er jetzt wahrlich nicht aus, die lange Krankheit hatte ihm böse zugesetzt.

Ein Liedchen trällernd, ging Gerty diesen Abend zur Ruh. Das Glück, das Glück, endlich kehrte es ein.

* * *

Am Flemming'schen Hause waren die Jalousieen herabgelassen, das große Eingangsthor blieb verschlossen, und die Vorübergehenden blickten neugierig in den, im bunten Laubschmuck des Herbstes prangenden Garten. Im Hause, schien es, war alles ausgestorben, Niemand ließ sich blicken, Keiner erfreute sich der blühenden Pracht. Die Reichen waren doch gar zu sonderbar. Anstatt zu Hause in ihren schönen Räumen zu bleiben, wo es ihnen an nichts gebrach, gingen sie lieber auf Reisen und langweilten sich, zum mindesten entbehrten sie die gewöhnliche Bequemlichkeit.

Wer näher zugesehen, hätte indeß finden müssen, daß das große Haus doch einen Bewohner barg. Einen anspruchslosen Bewohner, der sich weder an den Blumen im Garten zu freuen schien, noch jemals die verschlossenen Prunkgemächer betrat. Hans Flemming lebte einsam für sich. In der Fabrik war er von früh bis spät rastlos thätig, allein es war ein freudloses Thun, das seinem alten Buchhalter, der ängstlich um den jungen Chef bangte, das Wasser in die Augen trieb. „Er muß einen großen Kummer mit sich herumtragen," calculirte der Alte. Fragte er seinen Herrn, was ihm fehle, so zuckte dieser die Achseln und antwortete: Ihm fehle nichts, aber auch gar nichts, im Gegentheil, es gehe ihm gut. Allein das glaubte Krause nicht. Flemming sah so verfallen, so gealtert aus, daß man sein Aussehen unmöglich noch auf die kaum überstandene Krankheit schieben konnte. Die solle überwunden sein, wie der Arzt behauptete, und in der That hatte der junge Herr in seinen schlimmsten Tagen nicht so elend ausgesehen. Dem lag sicherlich Tieferes zu Grunde, was er nicht mittheilen wollte. Mochte es denn drum sein. Krause konnte doch wohl nicht helfen.

Die Damen waren seit vierzehn Tagen an der See, seitdem war es öde. Hans Flemming verließ niemals das Haus, sondern saß, wenn die Fabrik geschlossen war, auf der Veranda und rauchte. Mit seinen Leuten sprach er kaum das Nöthigste.

Es war an einem Sonnabend. Die Arbeiter hatten die Fabrik schon früh verlassen, das Thor derselben war versperrt, und außer dem Pförtner, der seine Wohnung dort hatte, hielt sich Niemand mehr in den weiten Räumen auf. Eben wollte auch dieser sein kleines Haus verlassen, um zum Abendschoppen zu gehen, als er sich von einem großen, starkknochigen Neger aufgehalten sah.

„Ist Mister Flemming Fabrike?" fragte er in leidlich gutem Deutsch, indeß er mit der Hand einen großen Kreis durch die Luft zog, der das Gebäude zu umfassen schien.

„Das ist sie, mein Bursche," gab der Pförtner zurück, „aber die Leute sind alle fort, und wenn Du ein Anliegen hast, so mußt Du Montag wiederkommen, denn morgen feiern wir."

„Ich ein Anliegen hab', ich Mister Flemming sprechen muß, gleich, auf der Stelle," versicherte der Neger ernsthaft.

„Das geht nicht an, oder ...." Der Pförtner warf einen ängstlichen Blick auf den herkulischen Körper des Schwarzen, „suchen Sie Mister Flemming in seiner Villa auf, will er Sie sprechen, so wird man Sie zu ihm führen."

Froh, den unbequemen Kerl loszuwerden, zeigte er ihm den Weg und trat, nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Neger drüben die Glocke zog, seinen abendlichen Weg an. „Möchte wissen, was der schwarze Teufel von unserm Herrn will," dachte er bei sich, „vielleicht eine Bekanntschaft von drüben."

Der brave Mann ahnte nicht, wie nahe er der Wahrheit kam.

Der Schwarze zog an der Glocke. Der Kutscher, als einziger von der Dienerschaft zurückgeblieben, öffnete nicht. Er schien für den Augenblick nicht auf dem Posten gewesen zu sein. Auf mehrmaliges Anläuten hin erschien endlich die Frau, die in der Villa des Herrn bediente. „Wer fällt uns da so unversehens in's Haus?" rief sie vor Staunen fassungslos beim Anblick des schwarzen Riesen. Der sah zum Fürchten aus.

„Ist Mister Flemming hier?" fragte Cäsar.

„Nein, das heißt, ich weiß es nicht," erwiderte sie unschlüssig, ohne das Thor vollends zu öffnen. „Ich werde zusehen."

„Cäsar Mister sprechen muß," unterbrach der Neger ungeduldig die Frau. „Mach schnell, weiße Frau," fügte er hinzu. „Cäsar nix Zeit haben, weil kleine Mister wartet."

Sie schüttelte erstaunt den Kopf. Was konnte dieser fremde Mensch von ihrem Herrn wollen. Eilig rannte sie den Weg zurück, die Thür blieb einstweilen geschlossen.

Der Herr saß, wie er immer that, in der Thür der Veranda, die Hände lässig ineinander gefaltet. Neben ihm lag die noch matt glimmende Cigarre, wie er sie unlustig aus der Hand gelegt, das Antlitz trug einen müden, hoffnungslosen Ausdruck. Gleichgiltig sah er auf, als er den Schritt der Frau im Kies knirschen hörte.

„Was giebt's, Frau Busch?"

„Ein Schwarzer fragt nach Ihnen, Herr, er ist so groß wie ein Baum und spricht ganz kauderwelsch. Er müßte zu Ihnen, sagte er, Cäsar oder so ähnlich nannte er sich."

„Cäsar," das Wort klang wie ein Freudenruf. „Schnell, Frau Busch, schnell, führen Sie den Mann zu mir," rief Flemming, vor Erregung zitternd, aus.

Halb für sich fügte er hinzu: „Es kann ja nicht möglich sein. Ein Zufall, Aehnlichkeit, wie käme auch Cäsar hierher."

Frau Busch hatte sich entfernt, ohne auf das Selbstgespräch ihres Herrn zu achten. Der schwarze Mann sollte herein, mochte er, der Herr war ganz der Mann, mit zudringlichen Bettlern fertig zu werden, schließlich kam auch ihr Mann bald heim.

„Sie sollen eintreten," sagte sie.

Argwöhnisch verfolgte sie den raschen Schritt des Negers, der ihr voraus auf die Veranda zuging, als kenne er hier Weg und Steg. Jetzt hatte er sie erreicht und stand dem Herrn gegenüber. Frau Busch glaubte ihren eigenen Augen nicht trauen zu dürfen. Träumte oder wachte sie, oder hatte der Herr den Kerl wirklich umarmt? Ihr wurde unheimlich zu Muthe; auf halbem Wege kehrte sie um und ging in ihre Behausung zurück. Wenn das ein gutes Ende nahm!

Sie hatte sich nicht geirrt, die brave Frau. Hans Flemming umarmte wirklich, einem raschen Impuls folgend, den treuen Mann, der plötzlich vor ihm stand. Dann zog er ihn neben sich auf einen Stuhl. Lange Zeit war er keines Wortes mächtig, sondern betrachtete nur unverwandt die einst vertraute Gestalt, die eine Reihe von wolkenlos glücklichen Tagen vor ihm erstehen ließ. Endlich hatte er sich gefaßt.

„Du kommst zu mir, Cäsar?"

„Weil Missis so gewollt," erwiderte der Schwarze stolz. „Nicht Mister Baumann, nein, Cäsar allein hat gute Missis vertraut," fuhr er, durch die Erinnerung sichtlich gehoben, fort. „Du bist treu, Cäsar, hat sie gesagt, Du wirst kleinen Mister nicht verlassen."

„So wußte meine Frau, daß sie so früh schon sterben mußte?" fragte Flemming mit erstickter Stimme.

„Missis hat wohl gewußt. Sie weinte immer und mochte nicht essen, noch trinken, soviel der arme Cäsar sie bat. Laß mich, hat sie gesagt, der Tod ist das Beste für mich."

(Fortsetzung folgt.)

— Dilemma. A.: „Warum heirathen Sie eigentlich nicht?" — B.: „Ja wissen Sie, ich möchte nur eine Frau, die gescheiter ist als ich — und eine solche mag mich nicht!"

Für die Küche.

Ochsenschwanzsuppe. Man wäscht zwei Ochsenschwänze, zertheilt sie in einen Zoll große Stücke, läßt sie in 2½ Unzen Butter hellbraun braten, ebenso schwitzt man 2 zerschnittene Möhren, 1 Rübe, 1 Zwiebel, etwas Sellerie und 2 Unzen geschnittenen Schinken. Dann gießt man 1 Quart Wasser an, verrührt alles eine viertel Stunde über raschem Feuer, fügt 2 Quart Bouillon, 1 Kräuterbündel, 1 Lorbeerblatt, Salz, Pfefferkörner, 3 Nelken und 1 Stückchen Zucker hinzu, dämpft die Ochsenschwänze weich, nimmt sie heraus, seiht die Suppe durch, entfettet sie, verkocht sie mit einer braunen Mehlschwitze und etwas Champignon-Essenz nebst einem Glase Portwein, läßt die Fleischstücke noch einige Zeit darin ziehen und richtet dann die Suppe an.

Gedämpfter Wirsingkohl. Drei bis vier Köpfe Kohl werden in Hälften geschnitten, geputzt in kochendem Wasser abgewellt, in kaltem Wasser ausgekühlt und ausgedrückt, dann in eine mit Speckscheiben belegte Kasserolle nebeneinander gelegt, mit dünnen Speckscheiben bedeckt, mit Fleischbrühe begossen und mit einem mit Butter bestrichenen Bogen Papier und gut schließendem Deckel zugedeckt. So muß der Kohl langsam weichdünsten, wobei man ab und zu etwas Brühe oder Wasser nachgießt. Besonders passend zu gedämpftem Rindfleisch oder gedämpfter Hammelkeule.

Blumenkohl auf schweizer Art. Ein schöner Kopf Blumenkohl wird geputzt, in hübsche Theile zerlegt und eine Stunde in kaltes Wasser gelegt. Nun schwitzt man einen Löffel Mehl in Butter hellgelb, gießt halb Fleischbrühe, halb Milch daran, verkocht beides gut mit der Mehlschwitze und dämpft sodann den Blumenkohl langsam darin weich. Mit Salz und Muskatnuß würzt man vor dem Anrichten und gibt reichlich Sauce dazu in tiefer Schüssel.

Maccaroni mit Sardellen. Feine Maccaroni wirft man in kochendes Salzwasser und läßt sie weich werden, jedoch nicht zum Zerfallen. Indessen dämpft man in einem kleinen Töpfchen in Butter fein gehackte Kräuter, Petersilie, Schalotten und eine Tomate nebst sechs bis sieben fein gehackten Sardellen. Letztere fügt man erst bei, wenn die Kräuter weich sind. Sind die Maccaroni nun abgetropft, so mischt man die pikante Sauce leicht darunter und servirt auf heißer Platte die sehr wohlschmeckende Speise.

Geschmorte Tauben (nach englischer Art). Man nimmt eine Taube für jede Person, reinigt sie und schneidet sie der Länge nach in zwei Hälften, bratet sie braun, in etwas Butter, und schmort sie dann mit etwas Zwiebel und einige Champignons; sind sie weich, so nimmt man sie heraus und macht die Sauce mit einem Glas Sherry schmackhaft und mit etwas Kartoffelmehl dick. Man arrangirt das Geflügel in einer heißen Schüssel, gießt die Sauce darüber und garnirt sie mit kleinen Tomaten, die man vorher gebacken oder vorsichtig geschmort hat. Eine andere Art des Anrichtens besteht darin, daß man die Tauben um eine Rundung von Kartoffelpüree legt, die in der Mitte mit grünen Erbsen gefüllt ist.

Bananenkuchen. Ein Tassenkopf voll Zucker, ein Tassenkopf voll Butter, sechs Eier, ein Tassenkopf voll Milch oder Sahne, drei Tassenköpfe voll Mehl und ein gehäufter Theelöffel Backpulver. Die Butter wird zu Sahne gerieben und mit dem Zucker und den Gelbeiern tüchtig geschlagen. Das mit dem Backpulver vermischte und mit Vanillenzucker durchzogene Mehl wird unter stetem Reiben unter die Masse gemischt und zuletzt das zu steifem Schnee geschlagene Weiße der Eier darunter gezogen. Der Teig wird in eine glatte Backform aus Blech gethan und im mäßig heißen Ofen gebacken. Während dessen bereitet man folgende Füllung für den Kuchen: eine Tasse voll Milch, eine Drittel Tasse voll Zucker und ein Eßlöffel voll Butter werden auf dem Feuer bis zum Kochen erhitzt, dann mit einem Theelöffel voll in etwas Milch aufgelöstem Kartoffelmehl verdickt und zuletzt mit vier gut verquirlten Eiern abgezogen. Wenn der Kuchen verkühlt ist, durchschneidet man ihn quer in zwei Hälften, belegt die unterste mit in Scheiben geschnittene Bananen, streicht die Füllung darüber, deckt den zweiten Kuchenboden darauf und belegt ihn ebenfalls recht zierlich mit Bananenscheiben. Zuletzt überzieht man ihn mit einer Chocoladenglasur.

Rindsnieren. Die Niere wird mit beliebigem Wurzelwerk ganz gekocht. Sie giebt eine vorzügliche Suppe, die mit Wurzelwerk oder Graupen, Reis, Gries etc. gegessen wird. Die abgekochte Niere wird nun in Scheiben geschnitten und in gelbbrauner Butter mit feingewiegter Zwiebel, Pfeffer und Salz bräunlich geröstet. Eine zweite Art der Bereitung ist folgende: Man schneidet die Nieren nach dem Abkochen in Scheiben und hält dieselben warm. Nun bereitet man eine pikante Senf-, Kapern-, Sardellen- oder Pilzsauce und richtet diese kochend über den Nieren an. Auch diese Bereitungsweise mundet sehr gut. Eine Rindsniere genügt für 5 Personen.

— Ein Mangel. Dienstmädchen (welches mit der Katze ihrer Herrin beim Thierarzt war): „Denken Sie, die Katze wollte sich doch gar nicht untersuchen lassen, gnädige Frau!" Madame (seufzend): „Ja, wann werden wir endlich weibliche Thierärzte haben?"